

PETER WAWERZINEK

**Ich Dylan Ich**

Roman

VERLAG  
WORTREICH

## Ich singe für dich, Dylan Thomas

Auf das Geschäft des Schreibens.

Auf die Ideen, die schwierig zu finden sind.

Auf den Geist, der Leben tanken will.

Auf die Sorgen. Auf die Trinker. Auf Menschen,  
die sich mit ganz normalen Dingen herumschlagen.

Auf den Geist, der sich nicht abschalten lässt.

Ich stoße auf alle Dichter an.

Auf den Gesang, die Musik, die Dichtkunst.

Hoch die Tassen.

Auf die bekannten Künstler  
wie die unbedeutenden, genialen Versager.

## Erstes Kapitel

Wie als wären nicht Jahrzehnte Zeit zwischen deiner und meiner Geburt. Wie als müsste ich mich beeilen, rechtzeitig zu deinem hundertersten Geburtstag diesen Text fertig zu bekommen, schreibe ich alle meine Gedanken auf. Wie ich das erste Mal auf dich aufmerksam geworden bin, was du mir bedeutest, warum ich meine, dass unser beider Leben miteinander verwoben sind, wir so mannigfaltig miteinander zu tun haben.

Da war ich vierzehn Jahre alt. Da wohnte ich an der Ostseeküste in Rerik, ein Ostseebad, das Meer vor der Tür. Da konnte ich wie du zum Meer hin laufen, aus der Haustür heraus auf dem kürzesten Weg. Da wurde ich von der Lehrerfamilie adoptiert. Und wurde Herr über die Bücher, eine schmale Treppe empor, unterm Dach auf einem urigen Boden. Bücher in Schränke und Truhen gepfercht, in hinterste Ecken verbannt. In der guten Stube meiner neuen Eltern waren nur ein paar unwichtige Bücher zwischen zwei Muskelmänner aus Gips gestellt; metallenen, kupfernen angestrichen. Die Bücher hießen *Der Opernführer*, *Deine Gesundheit*, *Enzyklopädien zur Physik*, *Mathematik leicht gemacht*, *Ratgeber für die Kosmetik*. Und ich wurde Herr

über den Alkohol im Keller, den sie mich von dort holen schickten. Einmal ums Haus herum, die Treppe hinunter, durch die Waschküche, den Kohlenkeller, zu den Regalen an der hinteren Wand, wo er in Flaschen abgefüllt und in Töpfen, Gläsern, Fässchen verwahrt gelagert wurde.

Ich las auf dem Boden unterm Dach, dem Himmel ein Stück näher. Ich naschte im dunklen Kellerwinkel von Eierlikör und Rumtopf. Sie hatten keine Übersicht über die Bücher, die sie besaßen, und auch keinen Überblick darüber, wie viele Flaschen im Keller lagerten.

In der Küche lief ständig das Radio. Ich schaltete einmal den Sender um und hörte dich an diesem Tag, vernahm nichts als deine Stimme im Radio. Und das will ich dir sagen: Du kannst verdammt gut lesen. Du bist ein Genie, Dylan. Du bist eine Ikone der Vortragskunst. Das habe ich in meiner Jugend am Radiogerät gleich herausgehört. Wie du deine Texte inszenierst, mit deiner Stimme Melodien erzeugst. Ich habe von dir den Singsang gelernt. Ich weiß von dir, wie man seine eigenen Texte spricht. Oh ja, das war mein erstes Hörerlebnis. Das war für mich gesprochener Rock 'n' Roll. Ich habe dich drei, vier deiner Gedichte in deiner unvergleichlichen Art und Weise sprechen gehört, deiner Sprache gelauscht und dich augenblicklich verstanden, obwohl es alles auf englisch vorgetragen wurde. Mit dem Herzen, Dylan, mit dem musischen Teil meines Hirns, denke ich. Deine Stimme sprach zu mir.

Ich war also von einem Lehrerpaaar adoptiert. Ich trug den Namen meiner Ersatzeltern. Ich fühlte mich nicht an-

gekommen und auch nicht ausgesetzt. Ich gehörte da hin, wie ich aber auch immer etwas fehl am Platz blieb. Ich habe darüber ein ganzes Buch geschrieben, der Titel *Das Kind das ich war*, ohne Komma geschrieben. Ich nährte in mir die Sehnsucht nach meinen richtigen Eltern. Dylan, deine Stimme wurde zu dem, was mir Mutter und Vater sein hätte können. Deine Stimme tröstete mich über mein elternloses Dasein hinweg. Ich drehte, so oft es ging, zur richtigen Zeit das Radio an. Zum Glück wurdest du sehr früh und ganz regelmäßig mit einem einzigen Text gesendet, so dass ich dich oft genug hören konnte, während im Haus alle Leute noch schliefen. Zum Glück lag die Küche weit genug vom Schlafzimmer entfernt, so dass ich, das Ohr ans Radio gelegt, dich und deine Stimme zwar etwas leiser, aber gut hören konnte. Oh, ich hörte dir so gerne zu. Ich drehte danach den Sender wieder weg. Es fiel niemandem auf.

Dann kamen einmal beide neuen Elternteile zugleich in die Küche und wunderten sich, was ich da trieb. Der Sender, den ich hörte, die Sprache, du, alles war ihnen sehr, sehr unbekannt. Also drehten sie dich aus und den alten Sender wieder ein. Das tat weh, machte aber insgesamt gar nichts. Ich war ja sowieso schon infiziert. Du sprachst in mir fortan fort. Deine Stimme ging mit mir durch die Welt. Auf allen meinen Wegen redete sie mit mir. Und ich schlief mit deiner Stimme ein, erwachte durch sie sanft geweckt. Du wurdest zum Singsang in mir. Und dann eroberte ich das Radio zurück. Aber du gingst nicht mehr über den Sender. Deine Stimme blieb aus. Es wurden ganz andere Dinge gesendet.

Musikstücke, Kinderstimmen, Sportreportagen. Ich war traurig. Ich begriff es einfach nicht. Wo warst du nur hin?

Und dann geschah dieses Wunder. Ich hörte mich plötzlich mit deiner Stimme sprechen. Ich war gar nicht der Junge für so eine feine Stimme. Ich war nur die menschliche Hülle, eine Art Muschelhorn, aus der hervor du mit deiner Stimme zu mir sprachst, bis auch das nicht mehr nötig war. Bald schon redete ich selbst mit deiner Stimme. Nicht laut, da hätten sie mich alle nur entgeistert angestarrt, nein leise, innerlich.

Ich wusste nicht, dass du ein Dichter bist. Ich weiß nicht zu sagen, wie es kam, warum ich es so sehr wünschte, aber ich wollte später dann auch nur noch ein Dichter werden. Ich wollte wie du mit deiner Stimme meine eigenen Texte sprechen, mit deiner Stimme reden. Ich ahmte deine Stimme nicht nach, sie kam aus mir hervor, war meine Stimme. Ich wurde immer perfekter. Und dann sprach deine Stimme mich an, redete aus der fernen Zukunft zu mir. Die Zukunft war sehr viel mehr als nur nah. Seit ich mit deiner Stimme redete, rauschte das Meer, blies der Wind in meinen Worten. Ich war meine Jugend lang deine Stimme. Und diese Stimme wellte, heulte, wisperte, gluckste und pfiif: *Schimpft sie alle dreist und abgestumpft / Ihre Schädel werden von innen her spleißen / Dem Himmelfeuer zusetzen bis es erlischt / Dem Tod wollen wir nicht einmal den Kehrlicht gönnen.*

Wenn ich es so formulieren darf, Dylan, so hast du ja vor allem von deiner Stimme und der Stimmung, die du mit ihr erzeugt hast, also von deinem Vortrag profitiert: Du

bist als Stimme vielen Leuten bekannter gewesen als durch deine Schreibkunst, die Bücher. Verstehe mich bitte nicht falsch. Ich halte dich für einen großen Schriftsteller, Dichter, Wortakrobaten. Wenn man dich deine Gedichte aufsagen hört, dann ist das ein viel größeres Erlebnis, als sie nur so für sich zu lesen. Dieser Teil ist bei mir ebenso wichtig.

Ich schreibe den Text, dann wird ein Buch aus dem Text, und dann werde ich mit dem Buch zu Lesungen eingeladen. Und erst dort kann ich den Leuten zeigen, was sonst noch so alles in den Text eingebaut worden ist, welche Emotionen mitschwingen, die sonst überlesen werden. Ich setze meine Stimme ein, mit ihr Stimmungen zu erzeugen. Ich atme. Ich rede leise. Ich ver falle fast in einen Gesang. Ich werde laut. Dann wieder scheine ich den Faden verloren zu haben. Ich wirke verwirrt. Meine Stimme lässt nach. Meine Stimme versagt. Ich beginne zu stottern. Aber ich finde zu meiner Stimme zurück. Meine Stimme erholt sich rasch. Ich kann mit meiner Stimme wieder klare Sätze formulieren. Sätze, die auf der Seite, die sie bewohnen, sonst niemand bemerken würde. Es ist, als würde meine Stimme die verängstigten Sätze nach vorne bitten und ihnen ein Mikrophon anbieten.

## Zweites Kapitel

Du und ich, wir beide, Dylan, können erst richtig zeigen, was mit unserer Dichtkunst los ist, wenn wir aus dem Buch vorlesen, besser noch, singend, melodisch werden. Da besitzen wir eine gemeinsame Gabe. Ich meine, wir lesen ja nicht, wir führen die Worte auf, wir inszenieren den gesamten Text, schauspielern ihn nahezu grandios. Wir legen alles in unsere Stimme, wenn wir den Text zelebrieren. Wir veranstalten nicht ganz so viel Show, wie es die Nobelkellner im Nobelrestaurant tun, wenn sie etwas auf einem Extratablett vorstellen, flambieren, auseinandernehmen, aushöhlen, öffentlich zur großen Nummer hochstapeln und mit vollem Einsatz direkt am Tisch zubereiten. Aber ohne Übertreibung kommen wir auch nicht aus.

Eines ist anders an uns. Wir verfügen über unsere Stimme. Wenn wir unsere Texte sprechen, nehmen wir die Zuhörer bei ihren Händen und lenken sie, so sanft es geht, in diejenigen Hörbereiche, in denen wir unsere Zuhörer antreffen wollen. Du, Dylan, hast das immer sehr gut gekonnt und ich habe es von Beginn an genauso gehalten. Ein Text ist ein Text



und dieser Text taugt einfach nichts, wenn er nicht zelebriert wird. Das ist wie trockener Käse pur zum Hineinbeißen. Kein Vergleich mit dem Käse, den wir reiben und in der warmen Pfanne über Austern streuen, ihn erhitzen.

Ich bin du, du wohnst in mir, ich in dir. Ich bin deine Wiedergeburt. Ich bin Dylan Thomas, der Spätgeborene. Ich bin es natürlich nicht, bin niemals Dylan Thomas, bilde mir das nur ein, will es so haben. Und doch sind wir zusammen, ich und Dylan, mehr als nur ich allein. Will sagen, wir sind uns so schon als Personen und deren Herkunft, Entwicklung und Geschichte verdammt ähnlich. Wie sich Zwillinge ähnlich sind oder alte Menschen ähnlicher werden mit den Jahren, wenn sie nur lange miteinander zusammenleben. Ich bin jung und du bist bereits gestorben, liegst längst in Wales begraben, während ich erst mit dem Dichten beginne. Es ist da aber kein Unterschied zwischen dir und mir auszumachen. Natürlich sind da Unterschiede zu benennen, was Aussehen und Zeitgeist betrifft. Das liegt an den Zeiten, an den Moden, an den technischen Erfindungen, an all den neuen Dingen, mit denen sich Menschen umgeben.

Wir leben ganz unterschiedliche Leben und unsere Alltage unterscheiden sich gewaltig. Aber das spielt in der Dichtung keine Rolle. In der Dichtung gibt es nichts zwischen uns. In unseren Dichtungen sind wir näher an Schiller oder Marco Polo dran, als wir ahnen. Uns unterscheiden dagegen nur vierzig Jahre. In der Dichtung ist das kein Unterschied. Die Dichtung denkt in Jahrtausenden. Die Unterschiede, die es zwischen uns gibt, trennen uns nicht, sondern sie verbinden

uns. Wir beide, Dylan, du und ich, sind damals in der Küche am Radio sitzend durch meine Entscheidung, dich weiter anzuhören, unzertrennlich verbunden worden. Das Wort, die Dichtung hat uns vereint. Es wohnt eine große Sprache in uns, die kommt von weit, weit her. Und wir geben ihr unsere Stimme, leihen sie ihr aus, und fühlen uns dabei so wohl in unserer Haut. Ja doch, ja. Wie du zu reden, wie du zu dichten, wie du zu fühlen, das alles, mein Lieber, tut mir bis an mein Lebensende so gut.

Ich bin du. Du bist ich. Mir fällt es leicht, mit deiner Stimme zu reden, mit ihr zu singen, zu dichten. Ich habe frühe Erfolge, nur weil deine Stimme auf meine Stimme abgefärbt hat. Ich werde ein pfiffiges Kerlchen mit angenehmer Stimme genannt. Ich träume davon, mit meiner (sorry, unserer) Stimme Ruhm, Glück und Liebe zu erobern. Ich werde erwachsen. Und es gibt weitere geheime Seile, die uns verbinden. Ich bin dir dankbar, dass es dich gegeben hat. Du hast nicht umsonst, du hast auf mich zu gelebt, mich belebt, mich erst möglich gemacht. Das ist wie die Staffelstabübergabe bei olympischen Läufen. Du bist ein Jahr vor meiner Geburt gestorben, aber du hast diesen Stab in deiner Hand. Ich komme mit dir erst mit elf Jahren, also zwölf Jahre nach deinem Tod, in Berührung. Und nun empfangen ich den Stab. Da bin ich reif genug für ihn und soeben im Radio auf dich gestoßen. Seither rede ich von deinem Wind, wenn ich von ziehenden Wolken und Vogelschwärmen rede, die du auch nicht anders erlebt hast. Denn die Natur bleibt sich nahe, kaum Veränderungen.

Wir wurden uns mehr als nur ähnlich. Wir wurden eins. Wir haben beide schon sehr früh gedichtet. Ich reimte Verse für den allgemeinen Gebrauch innerhalb meiner Adoptivfamilie. Für Geburtstage, Familienfeiern, die anstanden, und auch als Dankeschön für Ehrungen zum Lehrertag, bei jedem Schulbeginn, dichtete ich. Ich reimte sehr flink und gern. Ich war ziemlich einfallsreich bis kühn. Ich brachte seltsame Worte unter einen Hut und war darin sehr gut, wohlgefällige Zeilen zu schaffen, die den Leuten ein wenig Bewunderung für mich abrangen.

Du bist es anders angegangen. Du hast sofort ernsthafte Gedichte verfasst, dich an den großen Meistern orientiert. Ich bin kein Dichterkönig, wie du in Wales einer geworden bist. Ich wurde ein recht guter Parodist. Immerhin. Was uns nicht auseinanderbrachte, wie du siehst. Denn Dylan, du bist mein älterer Bruder. Wir haben uns nie gesehen. Das macht gar nichts. Das musste eben so sein. Wir sind uns seelenverwandt. Mehr noch. Freunde sagen, ich sei dir wie aus dem Gesicht geschnitten. Die Ähnlichkeit nehme verblüffende Züge an und werde immer auffälliger. Ich hätte deine Nase, dein Kinn, deine fliehende Stirn, deine Augen, deine Wangen, die Statur und auch den Hang, mich so zu kleiden wie du. Und ich nahm das Urteil dankbar an.

Dylan, Vater, Freund, Bruder du, wenn da auch deine Geburt, dein Leben und das Jahr obendrein, das du vor mir gestorben bist, zwischen mir und dir stehen, so leben wir doch unter sehr ähnlichen Umständen. Unsere Lebensläufe ähneln sich nicht nur, sie sind in verschiedenen Phasen

identisch. Wir beide sind schon früh ganz fitte, sportliche Jungen. Du gewinnst den Meilenlauf. Ein Start-Ziel-Sieg. Ich renne im gleichen Alter durch den Buchenwald in Bad Doberan allen anderen Läufern davon. Du bist mit einem Foto in der Zeitung zu sehen. Ich wurde in der Zeitung nur namentlich erwähnt. Aber beide sind wir elf Jahre jung, als wir zum ersten Mal einen richtigen Lauf gewinnen. Und beide haben wir Lehrer als Eltern. Und diese Eltern wollen, dass wir auch Lehrer werden. Nur wir, du wie ich, wollen das nicht. Um Himmels willen, begehrten wir innerlich auf. Bloß nicht Lehrer werden müssen, sagten wir uns und träumten bereits zu der Zeit fest davon, Künstler zu werden. Wir wollten malen, schreiben, musizieren.

## Drittes Kapitel

Wir haben auch eine Menge gleiche Bücher gelesen. Marco Polo zum Beispiel. Don Quijote, der mit Mühlen kämpft. Meine ersten Gedichte blieben unveröffentlicht. Es gab bei uns keine Schülerzeitschrift wie bei dir an der Schule. Ich kam nicht wie du auf die Idee, eine Zeitschrift zu gründen, dass ich in ihr dann meine Gedichte herausbringen konnte. Das hast du mir voraus. Da bist du einfach cleverer gewesen. Meine frühen Gedichte sind verloren gegangen. Leider will ich nicht sagen. Verlust liegt nun einmal in der Natur der Kunst. Bei dir, Dylan, blieb die junge Dichtung bestehen. Ich bin dafür der Gewinner eines Preisausschreibens gewesen. Das Thema: Wie stelle ich mir das Jahr 2000 vor? Ich blicke mit demselben schiefen Kopf aus der Zeitung heraus wie du auf deinen Jugendbildern. Mein Text gewann und stand auf der ersten Seite. *Die Zeit der Wettermacher hat begonnen* als fette Überschrift. Wir wissen also beide schon sehr früh, wie großartig eine erste Veröffentlichung ist, noch dazu, wenn man so jung ist, wie wir es waren. Es ist wie eine frühe Vaterschaft im Jugendalter. Wenn man sein Gedicht in einer Zeitung liest, ist das wie als wäre dir ein Kind geboren worden. Ich habe den ersten

Zeitungstext lange aufgehoben. Inzwischen habe ich den Artikel längst verloren. Er ist unter die anderen Texte geraten. Er gehört nicht mehr zu meinem heutigen Leben.

Du, Dylan, und ich, wir waren Jungen, die es früh mit dem heimlichen Schreiben hatten. Wir meinten, ganz normale Burschen zu sein. Aber was wir taten, nämlich Texte zu schreiben, stempelte uns beide dann doch zu seltsamen Jungen. Wir sind anders als die anderen Kinder um uns herum. In dem Wort *seltsam* steckt das Wort *selten*. Und das Wort *selten* meint, dass man dann einsam ist, auf sich gestellt. Das muss man dann einfach so hinnehmen. Das ist dann eben so. Und man kann sich davon nicht mehr heilen, geschweige denn befreien.

Ich rede übrigens auch so gern wie du. Ich bin lebhaft. Ich schreibe und trinke und lese in Büchern, um immer besser in all den Dingen des Schreibens zu werden.

Mein Start ist so miserabel wie deiner. Ich bin verklemmt wie du. Ich muss mir später Mut antrinken, die Pubertät auszuhalten. Ich traue mich nur angetrunken an die Mädchen heran. Ich mache ihnen artige Komplimente, bin, bis ich betrunken werde, kein stürmischer Liebhaber und so, eher ein Spaßvogel wie du. Nun ja, wir haben es beide nicht so drauf wie die anderen, die in den Tanzsaal kommen, sich ein Mädchen aussuchen und dann auch wirklich schaffen, es herumzukriegen und mit ihm zu verschwinden. Wir betrinken uns, blamieren uns, nerven die Mädchen, übertreiben es, sind lächerliche Figuren, werden am Kragen gepackt und kurzerhand hinausgeworfen.

Frische Luft kennen wir gut. Wir kennen das Meer gut. Wir wissen, wie es hinterm Horizont aussieht. Mein Meer ist die Ostsee, dein Meer ist die Irische See. Wir leben beide am Wasser. Es gibt das Trennende zwischen uns nicht. Es gibt zwischen uns keine trennenden Grenzen. Das Meer steht nicht zwischen uns. Unsere Wohnorte liegen ein paar tausend Kilometer weit auseinander, denkt man. Swansea und Rostock, denkt man, sind so unterschiedliche Orte. Aber schaut man genauer hin, he, dann verschmelzen diese Orte zu einem Ort, dein winziges Laugharne wächst zu meinem Berlin heran. Und alle Orte, die uns trennen, vereinen sich zu dem großen Ort in unserer gemeinsamen Biografie, der Schreibbude. Da werden wir wirklich zu einer Person. Der Schreibtisch bildet unseren ersten gemeinsamen Lebensort. Unsere Länder werden an ihm zu einem Land. Die Meere fließen an ihm zusammen. Es gibt nichts Trennendes mehr zwischen uns. Uns liegt ein Meer zu Füßen und der Himmel darüber schweißt uns zusammen.

Das Meer, immer wieder das Meer. Wir brauchen das Brausen und Tönen des Meeres. Wir brauchen es jeden Tag und in voller Lautstärke. Wir wären ohne die wilden Elemente in der Seele arm. Dem Meer verdanken wir unsere schöpferischen Kräfte. Das Meer und wir und die Dichtung. Wir lieben die Natur. Wir brauchen die fliehenden Wolken und rasch wechselnden Witterungen. Wir erleben die unterschiedlichen Stimmungen des Tages. Der Wind raunt uns wilde Geschichten ins Ohr. Der Wind schenkt uns Melodien zu unseren Zeilen. Wir zücken den Stift und

schreiben auf, was die Winde uns erzählen. Wir stehen unter fremder Macht. Wir können nicht anders, als uns zu dem entwickeln, was wir sind.

Ja, na und? Wir dichten anfangs simple Dinge, sind kleine, dichterische Marionetten unseres Talents. Aber es kommen dann so schöne Zeilen wie von dir aufgeschrieben zustande. Ich weiß nicht, wie viel ich daran mitgeschrieben habe:

*Ohren, taub für jedweden Sturmmöwenschrei / Gesichtshaut  
ohne Empfinden für die sirrende Gischt / Zu tot, sich in die  
Blumenwiese zu schmeißen / Offenen Munds rücklings vorm  
Landregen zu erschauern.*

ENDE DER LESEPROBE.

Im Buchhandel oder online erhältlich.  
Als Hardcover mit Schutzumschlag, oder  
als eBook für alle Plattformen.